Die Brille : von der Ruinenkrankheit

Autor(en): **Fensterriegel, Josuah**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **17 (1930)**

Heft 9

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-81882

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Brille

Von der Ruinenkrankheit

Die alte Mühle dort am Bach, das Rad vermoost, das Dach windschief, der Zaun eingefallen, der eine Torflügel schief in den Angeln, die Schwelle ausgelaufen, der Sockel geborsten — einfach entzückend!

Generationen von Malschulen sind vor dieser alten Mühle gesessen, andachtsvoll; sie ist mit Blei, mit Kreide und mit Kohle gezeichnet, in Oel und Aquarell gemalt worden; und neuerdings kommen auch die Photographen und knipsen «das dankbare Motiv», um es in unseren illustrierten Blättern vertausendfältigen zu lassen, als ein besonders interessantes Stück der Serie «Die schöne Schweiz».

Oh, nicht nur die alte Mühle, die mit dem wildwuchernden Garten, dem Strauchwerk ringsum und dem alles überdeckenden Efeu schon bald wieder ein Stück Natur geworden ist, nicht nur die alte Mühle. Alles was alt und morsch und überfällig und zerbrechlich ist, verräuchert und verbraucht, schadhaft und nimmer geflickt, das alles gilt als würdiges Objekt. Und als Repräsentant unserer Städte, unserer Dörfer — unseres ganzen Landes.

Das alte Zürich, das alte Basel, das alte Genf — lauter Bilder von verschmutzten ruinösen Häusern; mit schadhaftem Putz, schiefen Lukarnen, im Innern dunkel, verbaut, kaum noch bewohnbar — unmöglich.

Und doch, offenbar, ein Ideal unserer Zeit. Freilich, der grosse Erzieher hat uns ja auch mit seinem Grabstichel immer wieder dergleichen zusammengeflickte Bauernhäuser und Schuppen und Ställe verewigt, aber damals, nach dem dreissigjährigen Krieg wird das flache Land eben überhaupt so ausgesehen haben. Und nach ihm ist eine Zeit gekommen, die hat dann das Stattliche, das Wohlgeratene aufgesucht und blank und sauber dargestellt, wohl auch da — als Wunschbild — dargestellt, wo die Wirklichkeit sich weniger sauber präsentierte.

Danach die Romantik, die zwischen die langatmigen Alleen der Parks lockere Baugruppen pflanzte, von den geraden Avenuen leicht geschwungene Wege abzweigte, und in das Halbdunkel aufragender Büsche Urnen stellte, abgebrochene Säulen, Ruinen.

Es ist immerhin hundert Jahre her seitdem, an Gedächtnistagen fehlt es nicht, und doch, so glauben wir, ist es jene träumerische gefühlsselige Welt, die unser sonniges Heute immer wieder überschatten möchte.

Unsere Eltern, von alternden Lehrern mit den vergilbten Lithographien von Hubert und Calame grossgezogen, haben uns ihre Auffassung vom Malerischen, vom Schönen weitergegeben — Felstrümmer, Wettertannen, Hütten, Ruinen — und wir haben nach Jahren, mit dem in der Jugend geschärften Blick, immer wieder jene Motive par excellence gesucht in der Landschaft: Felstrümmer, Wettertannen, Hütten, Ruinen.

Und so sind wir unmerklich dahin gekommen, in den Städten gerade die baufälligsten Quartiere aufzusuchen, die bedenklichsten Gässchen, die verlottertsten Winkel — um der Schönheit willen. Und dann sind noch allerhand Krücken und Stützen da, die dies merkwürdige Schönheitsideal vor dem Zusammenbrechen schützen — Gemütswerte, historische Werte, volkskundliche Werte — wobei man doch eigentlich es den Toten überlassen sollte, ihre Toten zu begraben.

Nun sind ja unsere Maler und Graphiker längst weit über all das hinaus, schon vor Jahrzehnten standen ganz andere Werte im Vordergrund. Aber merkwürdigerweise sind wir mit dem Architekturbild noch tief in der Romantik befangen. Man könnte über diese Rückständigkeiten zur Tagesordnung übergehen, wenn sie sich nicht eigentümlich hartnäckig vordrängten und dem nach eigenen Gesetzen vorwärtsstrebenden Leben in den Weg stellten.

Im Wettbewerb um die Sanierung des rechten Rhoneufers in Genf hat die Erhaltung der «Tour de l'isle» eine merkwürdige Rolle gespielt: ein uralter Turmstumpf mit neuem Hut, fensterlos, unbrauchbar, bleibt stehen inmitten von Geschäftshäusern, Autoparks, Banken. Im Wettbewerb um die Neuordnung des Verkehrs in Baden geht das Rätselraten um die Erhaltung eines Torturmes, dessen Unmöglichkeit durch ein erdrückendes Material von Verkehrszahlen dargetan ist. Wie natürlich und gesund demgegenüber ein Bau wie der Notvetstein in St. Gallen: an der Bresche, die das Niederlegen des Stadttors und der anschliessenden Mauer geschlagen, den neuen heitern Stadteingang flankierend, erhebt sich ein sauberer klarer Neubau, nach der neuesten Pariser Richtung (das ist übrigens auch schon reichlich 100 Jahre her).

Inzwischen versehen uns die illustrierten Blätter weiterhin mit Walliser Bauernhütten, Kleinstadtwinkeln und altersschwachen Fachwerkhäusern.

Vielleicht sind wir das unserer Fremdenindustrie schuldig? Vielleicht täten wir überhaupt besser, statt von früh bis spät im Bureau oder in der Werkstatt zu sitzen, an den Strassenecken zu stehen, in echten Altschweizertrachten, alphornblasend und edelweissverkaufend? Um ein desto harmonischeres Bild abzugeben, eine entsprechende Staffage zu den Ueberbleibseln von Stadtbefestigungen und dem schiefen Gemäuer übler Verfallwohnungen?

Josuah Fensterriegl.